

Nachbarschaft – Reformulierung eines Konzeptes von Sozialer Arbeit im Kontext der unternehmerischen Stadt

Patrick Oehler, Matthias Drilling und Jutta Guhl

*„Ich wünsche mir eine Stadtplanungspolitik, die zu einem Instrument wird,
um diesen Kapitalismus im Hinblick auf seine soziale Rolle und Verantwortung
für einen Ort
– einen Ort an dem man lebt und arbeitet – in die Pflicht zu nehmen,
statt uns auf bloße Wirtschaftsleistung zu fixieren
oder uns mit der wirtschaftlichen Ungerechtigkeit in ihm abzufinden.“*

(Richard Sennett 2000: 117)

Städte werden seit den „back to the city“-Bewegungen wieder als in vieler Hinsicht attraktive Orte wahrgenommen (vgl. Düwel/Gutschow 2005: 268 ff.): Die Stadt gilt als *urban*, modern; sie bietet unterschiedlichsten Lebensstilen Platz und ist um sozialen Ausgleich besorgt; die Stadt ist *kompakt*, es wird eine Dichte angestrebt, und so werden neue Stadträume hergestellt, und der Grundsatz einer Mischung von Funktionen macht auch vor der Parzellengrenze keinen Halt. Die Stadt ist *ökologisch*, Grünräume erstrecken sich über Parks hinaus bis auf Dachterrassen und Balkone; ihre Attribuierung als städtische Bewegung (vgl. Müller 2011) sorgt für neue ökourbane Attraktivität.

Diese Entwicklungen sind nicht ungesteuert; Rückwanderung, Dichte und auch Ökologisierung sind eng verwoben mit einem Phänomen, das unter dem Begriff der „unternehmerischen Stadt“ figuriert (vgl. Heeg in diesem Band). Sichtbar wird dieser Wandel im Städtebau: das Bild der Städte hat sich markant verändert und einzelne Strassenzüge, zum Teil aber auch grössere Gebiete wie Quartiere, erhalten einen völlig neuen Charakter bezüglich Architektur und Bevölkerungszusammensetzung. Stadtentwicklungspolitik agiert in diesen Prozessen anregend, ermöglichend, steuernd und bremsend zugleich: Das Standortmarketing stärkt die internationale Wettbewerbsfähigkeit, Programme der Quar-

tiersentwicklung und -aufwertung regen Veränderungen an und versuchen gleichzeitig, der Spaltung der Stadt entgegenzuwirken bzw. die Folgen für die Bewohnerinnen und Bewohner abzufedern. Aber auch lokale zivilgesellschaftliche Initiativen „von unten“ werden, wenn sie in die Programmatik der Stadtentwicklung passen, absorbiert und kanalisiert gefördert.

Akteure und Akteurinnen der Sozialen Arbeit, die quartiersbezogen agieren, sind per se in diese Prozesse involviert – sei es in der Planung, wo es um die Beeinflussung von Planungsprozessen und Plänen geht, oder in Hilfskontexten, wo sie mit Menschen arbeiten, für welche diese rasanten Entwicklungen vorerst mehr eine Bedrohung respektive eine reale Prekarisierung ihrer Lebenssituation denn eine Verbesserung oder Chance bedeutet. Deshalb, weil sich quartiersbezogene Soziale Arbeit sowohl auf den zukünftig-geplanten als auch den aktuellen sozialen Wandel als Profession beziehen muss, steht sie vor einer doppelten Herausforderung. Die erste besteht darin, sich die jeweils hegemonialen Leitbilder der Stadt zu vergegenwärtigen, vor der Hintergrundfolie der eigenen Leitbilder von Stadt kritisch zu beleuchten und die eigene Position fachlich fundiert in die Diskussion einzubringen. Die zweite Herausforderung ist, als Profession gegenüber anderen Professionen, aber auch Akteuren aus Trägerschaft und Quartier deutlich zu machen, welches die möglichen Funktionen Soziale Arbeit in diesem dynamischen Kontext sein können und auch welche nicht! Dazu braucht es unter anderem den Rückbezug auf eigene professionelle Selbstverständnisse, z.B. dass Lebenschancen zu eröffnen und sich für soziale Gerechtigkeit einzusetzen zu den zentralen Aufgabenbereichen von Sozialer Arbeit gehört (vgl. Hosemann/Trippmacher 2003).

Professionelle der Sozialen Arbeit sind über verschiedene Handlungsfelder wie Quartierbüros, Stadtteilsekretariate oder der aufsuchenden Arbeit in die Prozesse der unternehmerischen Stadt und die Entwicklung von Quartieren verstrickt. Damit ist sie immer auch Teil und Instrument der unternehmerischen Stadt, diesem Dilemma kann sie nicht entkommen. Ein Blick in die Geschichte zeigt zudem, dass es einen Kanon verschiedener fachpolitischer Positionierungen Sozialer Arbeit im Bezugsrahmen Stadt und Quartier gibt: Vermittlung, Politisierung, Ermächtigung, Befähigung (vgl. Oehler/Drilling 2013). Zusammengefasst lässt sich daraus die allgemeine Leitperspektive formulieren, dass Soziale Arbeit zum Ziel habe, Menschen bei einem „gelingenden Alltag“ zu unterstützen und auf förderliche Rahmenbedingungen einzuwirken (vgl. Thiersch 1992). Der Bogen reicht dabei von Hilfsangeboten bei Obdachlosigkeit bis hin zu Fragen nach der sozialen Einbettung von Bewohnerinnen und Bewohner einer neuen Liegenschaft in einem Quartier (vgl. Hongler/Kobi 2013).

Ein in diesem Zusammenhang im deutschsprachigen Raum aus dem Blick der Sozialen Arbeit verloren gegangener Bezugspunkt, an dem als Disziplin und Profession unter den aktuellen städtischen Prozessen wieder stärker angeknüpft

werden kann, – gerade auch wenn Hilfe nicht nur reaktiv verstanden wird – sind die lokalen Nachbarschaften. Sie spiel(t)en insbesondere in den Settlements, Nachbarschaftshäusern¹ und Stadtteilzentren eine bedeutende Rolle² (vgl. Wendt 2008a, Wendt 2008b). In der Folge der sich aktuell rasch wandelnden Städte könnten Nachbarschaften auch für die quartiersbezogene Soziale Arbeit wieder eine neue bzw. grössere Bedeutung gewinnen, da sie für einen gelingenden Alltag eine wichtige Ressource darstellen (vgl. Back 2013, Collins/Pancoast 1981). Zudem sind konkrete Menschen im Quartierskontext, in ihrem Alltag und in ihren alltäglichen sozialen Lebenszusammenhängen immer auch Nachbarinnen und Nachbarn, selbst wenn Quartiersarbeit mit ihnen an erster Stelle als Vereins- oder Organisationsmitglieder, als „Betroffene“, „Engagierte“, „Beteiligte“ oder „Expertinnen ihrer Lebenswelt“ arbeitet.

Wenn nun hier die These vertreten wird, dass es für die Soziale Arbeit perspektiveneröffnend ist, sich vermehrt mit dem Thema Nachbarschaft auseinanderzusetzen, dann geht es nicht in erster Linie darum, nahtlos an der Tradition der Nachbarschaftshäuser anzuschliessen; heute kann es aus einem professionellen Blickwinkel nicht mehr nur so sehr darum gehen einen Ort bzw. ein Haus (i.S: eines Nachbarschaftstreffs) zu schaffen und die Bevölkerung eines Quartiers zum Meinungsaustausch, Kennenlernen, zur Unterhaltung und für kulturelle Veranstaltungen einzuladen. Diese Fokussierung auf Fragen der Bildung von sozialem Kapital wäre heute sicher mangelhaft.

Deshalb werden im Folgenden im Sinne einer Ausgangsbasis Argumente entwickelt, weshalb es perspektivisch für die Soziale Arbeit weiterführend ist, Nachbarschaften als eine wichtige (Analyse-) Grösse ihrer Arbeit anzuerkennen. Oder anders gesagt: Das Konzept der Nachbarschaft für die Soziale Arbeit im historischen Kontext der unternehmerischen Stadt zu reformulieren.

1 Zur Ideengeschichte von Nachbarschaft

„Nachbar“ bzw. „Nachbarschaft“ leitet sich etymologisch von „nahgebur“ (naher Bauer) ab. Damit ist der Begriff aus einem vormodernen und eher ländlich-agrarischen Kontext heraus entstanden, in dem die Nachbarn in den Dörfern eine Gemeinschaft bildeten und sich zur gegenseitigen Hilfe verpflichten. Seither hat sich die Vorstellung von „Nachbarschaft“ mehrfach geändert, und ob-

1 Zur Zeit ihrer Entstehung hiessen die Nachbarschaftshäuser oft auch Nachbarschaftsheime.

2 Auf internationaler Ebene fungiert die International Federation of Settlements and Neighbourhood Centres (IFS) mit Sitz in New York (VSKA 2014) als Netzwerk, das verschiedene Formen der Nachbarschaftsarbeit unter einem Dach zusammenführt. VSKA = Verband für sozial-kulturelle Arbeit, <http://stz.spinnenwerk.de/>

wohl nicht nur seine Bedeutung, sondern auch der Begriff selber wiederholt in Frage gestellt oder durch andere Begrifflichkeiten wie z.B. Quartier oder Sozialkapital ersetzt wurde, taucht er im Zusammenhang mit städtischen Fragen und Entwicklungen immer wieder auf. So hat etwa Herbert Gans 1962 in seiner Studie *The urban villagers* (1962) der These, „dass in heruntergekommenen Wohngebieten soziale Desorganisation und Deprivation herrsche“ (Häussermann/Siebel 2004: 108), es also keine gelebten oder funktionierenden Nachbarschaften gibt, widersprochen. Ganz im Gegenteil wies Gans darauf hin, dass sich in modernen grossstädtischen „Slums“ bzw. „sozial schwachen“ oder „sozial benachteiligten“ Quartieren nachbarschaftliche Beziehungen und Gemeinschaften bilden. Es ist also davon auszugehen, dass Nachbarschaften, auch wenn sie teilweise abwandern, zerfallen, überfordert und konflikthaft sind, in verschiedenen Formen Bestand haben und sich – auch unter schwierigen Bedingungen – immer wieder (neu) bilden. Im Vergleich zu anderen Formen sozialer Beziehungen beruht die Nachbarschaft darauf, dass sie sich (auch unfreiwillig) über die räumliche Nähe bzw. den gemeinsamen Bezug zu einem (Wohn-)Ort als Ergebnis zeigt. So ist ein Wohnungswechsel oftmals mit einem „Eintritt“ in eine neue Nachbarschaft verbunden, von der man in dem Moment des Umzugs Teil wird. Entsprechend wird Nachbarschaft auch als eine (grössere) soziale Gruppe beschrieben, „die primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes interagiert“ (Hamm 1973: 18). Nachbarschaft, so verstanden, sind soziale Beziehungen und Interaktionen auf der Basis eines gemeinsam geteilten Wohnortes, wobei sich der Perimeter in der Regel im Alltag der Menschen auf eher kleinere Einheiten wie ein Haus, eine Siedlung oder eine Strasse bezieht, auch wenn im grösseren Massstab ebenfalls von „Nachbarländern“ etc. gesprochen wird. Die Grundlage einer Nachbarschaft ist die erlebte und ausgestaltete „Bindung an den Ort der Wohnung“ (Hamm 2000: 174), also die Verbundenheit, das Gebundensein an den (Wohn-)Ort. Hamm (ebd.) beschreibt diese Grundlage wie folgt:

„Nachbarschaftliche Beziehungen gehen nicht von Personen, sondern von Wohnungen aus. Die Personen sind auswechselbar. Die Nachbarposition wird zugeschrieben; NachbarIn ist man also, ob man will oder nicht, und unabhängig davon, ob man seine NachbarInnen mag. Überlassen bleibt einem weitgehend, wie man diese Rolle ausfüllt.

(...) Die räumliche Nähe der Wohnungen ist das Kriterium für die Auswahl der möglichen, der überhaupt zur Verfügung stehenden Interaktionspartner; zusätzliche Gemeinsamkeiten entscheiden über die faktische Interaktionsdichte [in der Regel je homogener umso grösser die Zahl der Interaktionen und umso befriedigender werden die Nachbarbeziehungen beurteilt].“

Hamm definiert Nachbarschaft also vom gemeinsam geteilten Lebensraum her und betont damit die gemeinsame *räumliche* Dimension von Nachbarschaft.

Eine andere Lesart von Nachbarschaft besteht darin, diese stärker von den sozialen Beziehungen her zu begreifen und unter dem Begriff Nachbarschaft einen „Typus sozialer Beziehungen“ zu sehen, „die Einzelpersonen und Gruppen aufgrund ihrer räumlichen Nähe durch die gemeinsame Bindung an einen Wohnort eingehen“ (Günther 2009: 447), also die *Beziehungsdimension* von Nachbarschaft stärker hervorzuheben.

Eng zusammen mit der Frage, was Nachbarschaft *ist* (deskriptive Dimension), hängt auch die Frage, wie eine Nachbarschaft sein *soll* (normative Dimension). Nach Ansicht von Manfred Fischer und Egon Stephan (1985: 337) zeichnet sich eine „gute“ Nachbarschaft, die zum psychischen Wohlbefinden und zur Lebensqualität allgemein beiträgt, durch sechs Kriterien aus:

1. Die Nachbarschaft sollte eine primäre Bezugsgruppe bilden, in der jedes Mitglied nach Bedarf mit anderen interagieren kann.
2. Innerhalb der Nachbarschaft sollte soziale Kontrolle ausgeübt werden, die dem Auftreten delinquenten und/oder kriminellen Verhaltens entgegenwirkt.
3. Innerhalb des Nachbarschaftsbereichs sollten alle Bewohner ein Gefühl der Sicherheit, z.B. keine Viktimisierungsfurcht, haben.
4. Die Nachbarn sollten, vermittelt über gemeinsame Mitgliedschaft in Organisationen, auch formelle Beziehungen untereinander pflegen.
5. Der Nachbarschaftsbereich sollte kollektiv als Ort erlebt und symbolisiert werden, mit dem man sich identifizieren kann und sich emotional gebunden fühlt.
6. Die Nachbarschaft sollte Eltern-Kind- und Kind-Kind-Interaktionen und entwicklungsfördernde Aktionsmuster anregen (ebd.: 337).

In diesem Verständnis werden vor allem sozialpsychologische Aspekte wie Interaktion, Zugehörigkeit, soziale Kontrolle, Beziehungen, Identifikation, Sicherheit und Sozialisation hervorgehoben und so an den Gemeinschaftssinn oder eben Nachbarschaftssinn appelliert.

Mit dem Wandel der Gesellschaft hat sich auch das Nachbarschaftsideal verändert, das der Individualisierung der Gesellschaft mehr Rechnung trägt, den Schutz der Privatsphäre deutlich höher gewichtet und dafür den öffentlich-kollektiven Aspekt auf ein Minimum reduziert. Heinz Schilling beschreibt dieses Ideal folgendermassen:

„Die Idealnachbarschaft besteht in unserer Gesellschaft offenbar aus Menschen, die füreinander da sind, wenn es die Situation erfordert, sich aber ansonsten in Ruhe lassen“ (Schilling 1997: 10).

Das Verständnis von Nachbarschaft oszilliert demnach zwischen den Werten der situativen Solidarität (gegenseitige Hilfe in der Not) und dem gegenseitigen Respekt vor der individuellen Verwirklichungsmöglichkeit (anstelle einer dichten gegenseitigen sozialen Kontrolle in Bezug auf die Einhaltung allgemeingültiger Sitten, Gebräuche und Normen, die den Rahmen des Zusammenlebens konfigurieren).

2 Milieus – die kulturelle und prägende Dimension von Nachbarschaften

Diese neue Idealkonstruktion bedeutet

„auch das Ausserkraftsetzen wollen des territorialen Prinzips. Nachbarschaft nämlich ist nicht nur eine soziale Relation, das Miteinanderzuhause haben können von Menschen, sondern sie bedeutet eben diese Relation aufgrund des gemeinsamen Raums, den diese Menschen miteinander teilen. Sie befinden sich nebenan. Sie befinden sich gegenüber. Sie befinden sich nebenan und gegenüber“ (Schilling 1997: 10).

Der Raum bleibt bestehen, aber das Bewusstsein für Möglichkeiten der gemeinsamen Verantwortung für den gemeinsam geteilten Raum, der sozusagen die unhintergehbare Grundlage jeder Nachbarschaft ist, verschwindet eher aus dem Blickwinkel. Er wird als eine jeweils schon vorgegebene, nicht in der Macht und in dem Handlungsbereich der Nachbarschaft liegende Kategorie begriffen.³ Auf einer handlungsbezogenen Ebene haben wir es also mit einer Loslösung der Nachbarschaften vom Bezugspunkt Nachbarschaftsraum als gemeinsam zu gestaltender (sozialer) Raum zu tun. Insgesamt hat sich der Nachbarschaftsraum verflüssigt, ist von einem Lebensraum zu einem Durchzugsraum geworden, in dem man punktuell jemanden trifft, aber in dem man nicht wirklich *ist*. Die Bewegung ist die eines Rückzugs der Nachbarschaften aus dem öffentlichen (Nachbarschafts-)Raum. Nachbarschaft wird zunehmend privat(isiert) und auch dort gepflegt.

Diesen Prozess hat Richard Sennet aus einer kulturhistorischen Perspektive beschrieben. Er erklärt, wie das sensible Gleichgewicht „zwischen öffentlicher Sphäre und Privatsphäre“ ausgehöhlt zu werden droht und wie damit gleichzeitig das Bewusstsein für politisch-ökonomische Macht- und Herrschaftsprozesse

3 Das Gegenteil dazu wäre ein nachbarschaftliches kollektives Handeln in Bezug auf den gemeinsam geteilten Raum, ähnlich wie wir das von Allmenden kennen, die kollektiv bewirtschaftet und verwaltet werden (vgl. dazu Ostrom 1999)

und die damit verbundenen baulich-räumlichen Realisierungen schwinden bzw. das Selbst zum neuen Massstab wurde⁴:

„Das Selbst wurde zum Grundprinzip der Gesellschaft. Der Verfall der öffentlichen Sphäre, in der es nichtpersonale Bedeutung und ein nichtpersonales Handeln gab, setzte an diesem Punkt ein. An den Folgen dieser Geschichte, der Verdrängung des *res publica*⁵ durch die Annahme, gesellschaftlicher Sinn erwachse aus dem Gefühlsleben der Individuen, hat die Gesellschaft, in der wir heute leben, schwer zu tragen. Diese Veränderung hat uns den Blick für zwei wesentliche Bereiche der gesellschaftlichen Realität verstellt, für den Bereich von Macht und Herrschaft und für den architektonischen Raum⁶, in dem sich unser Leben abspielt.“ (Sennett 1983: 426).

In dem die räumliche Nachbarschaft ihren öffentlichen Charakter verliert, kommt es demnach zu einer Überlagerung des Politisch-normativen durch das Kulturelle in Form bestimmter gesellschaftlicher Milieus. Diese konfigurieren nun zunehmend, da Menschen ja nicht ganz aus dem Raum und der Nachbarschaft verschwinden, das Zusammenleben im nachbarschaftlichen Raum und bestimmen es kulturell (vgl. Klös 1997: 24).

Das bedeutet aber auch, dass Nachbarschaften jeweils von bestimmten Milieus „dominiert“ und geprägt werden und damit verschiedenen Gruppen alltagsweltliche Anknüpfungspunkte bieten – und auf der anderen Seite aus dem primären Bezugssystem herausfallen. Damit ist die Reproduktion milieukulturell-heterogener Nachbarschaften bzw. milieuübergreifender Nachbarschaften gefährdet bzw. erschwert, da die gemeinsamen Bezugspunkte des öffentlichen Raums kulturell überlagert wurden. Nachbarschaften brauchen jedoch ge-

4 Demgegenüber stellt Sennett (1983: 427 f.) die Stadt als Labor oder Schule öffentlichen Handelns dar: „Diese doppelte Tyrannei der Intimität, diese zweifache Verneinung der Realität und des Wertes eines öffentlichen Lebens, verweist aber auch auf eine entgegengesetzte Möglichkeit. Die [kulturelle] Wiederentdeckung der Stadt, die Befreiung aus dem Lokalismus, der im 19. Jahrhundert erstmals Gestalt annahm und heute zu einem allgemeinen Glaubensgrundsatz geworden ist, würde die Wiederentdeckung der Grundlagen politischen Verhaltens mit sich bringen. In der Masse, wie die Menschen lernen können, ihre Interessen in der Gesellschaft entschlossen und offensiv zu verfolgen, lernen sie auch, öffentlich zu handeln. Die Stadt sollte eine Schule solchen Handelns sein, das Forum, auf dem es sinnvoll wird, anderen Menschen zu begegnen, ohne dass gleich der zwanghafte Wunsch hinzutrete, sie als Person kennenzulernen. Ich glaube nicht, dass das ein müssiger Traum ist. Über weite Strecken der Geschichte unserer Zivilisation war die Stadt Brennpunkt eines aktiven gesellschaftlichen Lebens, Austragungsort von Interessenkonflikt und -ausgleich und Schauplatz der Entfaltung menschlicher Fähigkeiten und Möglichkeiten. Doch gerade diese ihre zivilisatorische Kraft ruht heute ungenutzt“.

5 Lat. wörtlich: *öffentliche Sache*

6 Wie eng Macht oder Herrschaft und Architektur miteinander verwoben sind, diskutiert beispielsweise Zimmermann 1992.

meinsame Codes in Form von Erfahrungen und Bedeutungen. „Dieser Code setzt sich zusammen aus gemeinsamen Erlebnisfragmenten, die stichwortabrufbar sind: ‚Wie wir der Stadt den Abenteuerspielplatz abgetrotzt haben‘“ (Klöß 1997: 24 f.)

Das Problem der Vielfalt kultureller Milieus und der Herstellung einer milieuübergreifenden Solidarität ist nicht neu. Bereits der Soziologe Emile Durkheim macht in seinem 1893 erstmals erschienenen Werk „Über soziale Arbeitsteilung“ (1992) auf die Differenzierung der Gesellschaft in verschiedene Milieus und Klassen im Zuge der zunehmenden Arbeitsteilung aufmerksam. Neu aufgegriffen wurde der Milieu-Begriff im deutschsprachigen Raum vor allem im Zusammenhang mit der Ungleichheitsforschung, wo die Milieukategorie mit dem Konzept der sozialen Lage verbunden wurde⁷. Dabei verweist der Milieu-Begriff einerseits auf soziale Praktiken, wie z.B. bei Geiling:

„Der Milieubegriff rückt das aktive und gestaltende Moment sozialer Beziehungen in den Vordergrund. Soziale Milieus sind demnach gesellschaftliche Gruppen, die durch ihre Beziehungs-praxis und durch ihre gemeinsamen Alltagsorientierungen [und konkreten räumlichen Bezüge, Anm. P. O. et al.] verbunden sind und sich von Milieus mit anderen »moralischen Regeln« (Durkheim 1992: 56) abgrenzen. Verwandte Mentalitäten schaffen die Möglichkeit des sozialen Zusammenhalts, der sozialen Kohäsion. Dennoch können soziale Milieus über unterschiedliche soziale Lagen hinweg heterogen zusammengesetzt sein. Letztlich wird sich diese Heterogenität aber auf den Umkreis benachbarter sozialer Lagen beschränken, so dass sich typische Schwerpunkte von Milieus und Lagen ergeben“ (Geiling 2000: 3 f.).

Andererseits betont der Milieu-Begriff aber auch den gemeinsamen Erfahrungsbereich und Deutungshorizont einer Gruppe, wie etwa bei Dörfler:

„Ein Milieu (...) ist eine Gruppe von Subjekten, die einen spezifischen Erfahrungshorizont und dessen je subjektive Einordnung im Sinne einer typischen Deutung dieser Erfahrungen teilt. Diese Gruppe weist in der Regel ähnliche sozialstratifikatorische Eigenschaften auf. So ist etwa der Erfahrungshorizont zumeist an die biographische Lage im Sinne eines bestimmten Alters oder eines Einkommens gebunden, was den Beteiligten spezifische Veränderungen überhaupt als relevant erscheinen lässt. Ein einfaches Beispiel mag dies verdeutlichen: für Senioren ist es in der Regel uninteressant, wann bestimmte Einrichtungen der Jugendkultur wie *half pipes* in einem Stadtteil etabliert werden (außer sie stören sich an diesen Jugendlischen)“ (Dörfler 2013: 40).

7 So etwa bei Stefan Hradil. Bei ihm zielt der Milieu-Begriff »auf die Wahrnehmung, Interpretation, Nutzung und Gestaltung z.B. von Stadtvierteln, Berufsanforderungen, familiären Umwelten und den sich hieraus ergebenden Gruppenbildungen und Prägungen der Lebensweise. Der Milieubegriff thematisiert also die Ebene, auf der bereitstehende Handlungsvoraussetzungen zu genutzten Handlungsmitteln werden« (Hradil 1992: 31 f. zit. In: Geiling 2000: 3 f.).

Gerade dieser Deutungshorizont ist im Hinblick auf die Entwicklung und Planung von Städten von grosser Relevanz. Kann doch z.B. ein städtischer Aufwertungsprozess, im Sinne einer Veränderung der Lebenswelt, von der einen Gruppe als Verlustgeschichte, von einer anderen Gruppe hingegen als Bereicherung erlebt und dargestellt werden. Oftmals ist es sogar so, dass sich die Abwertung eines anderen Milieus geradezu „konstitutiv für die eigene, ‚positive‘ Setzung verstehen lässt, etwa wenn die Rede von ‚unserem Viertel‘ ist, zu dem nur eine bestimmte Klientel ‚gehören‘ soll“ (Dörfler 2013: 38 f.). Stadtentwicklung und -planung bedeutet also immer auch, die Interessen und Neigungen bestimmter Milieus symbolisch und in ihren Verwirklichungschancen mehr oder weniger stark zu berücksichtigen, oder von der anderen Seite her betrachtet: Stadtentwicklungsprozesse stellen für die einen Gewinn, für die anderen einen Verlust dar. Generell ist dabei

„davon auszugehen, dass Planer oftmals selber wenig Kenntnis über den konkreten Ort haben und insbesondere in Bezug auf einzelne Milieus oder Lebenswelten (wie z.B. Arbeiterkinder). Sie orientierten sich stärker an Wirtschaftlichkeitsvorgaben und Erwachsenenästhetik“ (Miller 1998: 166).

Dies hat die Folge, dass ohne ein Korrektiv, das sich um soziale Gerechtigkeit bemüht, die Erfahrungswelten und Verwirklichungschancen von einzelnen Gruppen über die geplanten Veränderungen eher eingeengt werden, während sie für andere, in der Tendenz eher für statushöhere Gruppen, gerade neue Spielräume eröffnen.

3 Funktionsänderungen im Nachbarschaftswandel

Im Prozess des Wandels von Nachbarschaften identifiziert Günter (2009: 453 ff.) drei konstante Funktionsdimensionen. Diese stellen so etwas wie den Kern der Praxis der Nachbarschaft dar und sind eng miteinander verzahnt und weisen zugleich aber auch auf die Ambivalenz von Nachbarschaft hin: (1) Freiwillige und unentgeltliche *Soziale Unterstützung* (*Nachbarschaftshilfe*) die von Hilfe bei der Versorgung (Einkauf, Pflege, Tierfütterung) über den Informationsaustausch (z.B. über andere Nachbarn und bauliche Veränderungen in der Strasse) und spezifischen Ratschlägen bei Fragestellungen zu Erziehung, Gesundheit, Recht etc. bis zur emotionalen Unterstützung bei schwierig zu bewältigenden Situationen reicht. (2) *Soziale Kontrolle*, die einerseits abweichendes bzw. nicht gefälliges Verhalten von Nachbarn sanktioniert in Form von Ausschluss, Kritik etc., andererseits aber auch zur (subjektiv wahrgenommenen) Sicherheit (Kinder können alleine auf der Strasse spielen) und Kriminalprävention („Fremde“ werden wahrgenommen und „beobachtet“) führt und (3) *Nachbarschaftskonflikte*,

die sich aus dem „Zwangscharakter“ dieser Beziehungsform, die nicht (nur) auf Freiwilligkeit beruht, ergibt. Aus scheinbar banalen Anlässen können Streitigkeiten und jahrelange und mit aller Heftigkeit geführte Konflikte werden, die oftmals selbst nach juristischen Interventionen erbittert weiter geführt werden.

Nachbarschaften können also eine wichtige Ressource für ein gelingendes Leben sein, indem die Nachbarschaftshilfe eine Möglichkeit darstellt, den Alltag, auf der Basis von Solidarität und/oder gegenseitiger (Selbst-)Hilfe besser zu bewältigen und das Zusammenleben in der Nachbarschaft in eine gewünschte Richtung mitzugestalten (vgl. Morris/Hess 1980, Günther 2005), indem sie hilft, Personen vor Gewalt und Schaden zu schützen (vgl. Stövesand 2007) oder das Sicherheitsgefühl zu verbessern, und indem auftretende Nachbarschaftskonflikte gelöst werden können und nicht zum vermeintlichen Lebensinhalt werden (vgl. Bergmann 1992).

Nachbarschaften sind demnach räumlich bedingte subjektive Lebenswelten, die sich an der Schnittstelle zwischen Privatem und Öffentlichem treffen. Während Sozialkapital – wie zuvor eingeführt – vorwiegend unter dem Aspekt einer individuellen Ressource bzw. eines Netzwerkes zur Verwirklichung individueller oder kollektiver Ziele betrachtet wird, also letztlich etwas, das aktiviert werden kann, betont Nachbarschaft gerade das Gegebene bzw. mit dem im Gegebenen Möglichen aber auch Behindernden.

Zudem sollte mit dem Begriff Nachbarschaft konzeptionell mehr vom Ort her gedacht werden – vom Alltag der Menschen; auch hier werden Unterschiede zum gegenwärtig in der Nachbarschaftsdiskussion häufig verwendeten Sozialkapitalansatz deutlich, denn dieser analysiert stärker die Netzwerke, die einen Ort „überziehen“ und genau genommen auch nicht so stark an diesen Ort gebunden sind, sondern ebenso gut auch an anderen Orten entstehen können.

4 Nachbarschaft als Konzept der Sozialen Arbeit

Dass das Konzept Nachbarschaft in der unternehmerischen Stadt für die Soziale Arbeit hohe Aktualität besitzt, kann am zurzeit grössten Städtebauprojekt Europas, der HafenCity in Hamburg beispielhaft gezeigt werden. Da das Wohnen auf diesem Stadtgebiet neben Arbeit, Bildung und (Event-)Kultur im Nutzungskonzept eine zentrale Rolle einnimmt, wird die Entstehung von nachbarschaftlichem Leben durch gezielte Impulse⁸ gefördert. Diese Förderung nachbarschaft-

8 Als Beispiele für solche unterstützenden Impulse nennt Menzl (2014: 6 f.) Aufbau von Kommunikationsstrukturen, Welcome Packages, Newsletter, Informations- und Diskussionsveranstaltungen und konkrete Ansprechpartner.

Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt

Kontexte, Programmatiken, Ausblicke

Oehler, P.; Thomas, N.; Drilling, M. (Hrsg.)

2016, X, 198 S. 10 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-10897-7